

Sich selbst und einander in Beziehungen der Gabe verstehen

Von Katharina Bauer

In der gegenwärtigen Diskussion über das Phänomen der Gabe wird diese als Gegenstand des Gabentauschs und damit als Grundelement ökonomischer Prozesse untersucht, aber auch als Geschenk, Kulturgabe oder Opfergabe – als Gabe, die sich aus dem ökonomischen Kreislauf löst und die Regeln der Reziprozität überschreitet. Verfolgt werden soll die Fragestellung, ob sich im Nachdenken über das, was wir als Gabe verstehen, ein spezifischer Zugang dazu finden lässt, wie wir uns selbst und unser Verhältnis zueinander verstehen.

Dabei soll es nicht nur um materielle Gaben oder weitergegebene Dinge gehen, sondern auch das Verstehen und Erkennen selbst soll in den sozialen Beziehungen eines spezifischen (u.a. philosophischen) interpersonalen Gabentauschs betrachtet werden.

Ich werde einen Überblick über verschiedene Positionen zur Gabe vorstellen, jeweils ausgerichtet auf die Frage nach dem implizierten menschlichen Selbstverständnis und in einem Ausblick auf die Rolle der Philosophie als wesentliche Form, uns selbst zu verstehen und einander zu erkennen zu geben.

1) Die Gabe als soziales Phänomen – das Selbst als Knotenpunkt im sozialen Netzwerk

Will man den Akt der Gabe untersuchen, so liegt es nahe, zunächst die Vorstellung zweier Personen zu Grunde zu legen, die einander eine Sache übergeben – jemand hält etwas in der Hand, er streckt seine Hand aus zur Hand des Anderen und legt den Gegenstand in diese Hand. Vollzogen wird eine Handlung zwischen Menschen, die jedoch verschiedene Abstraktionsniveaus erreichen kann.¹ Was bedeutet das spezifische Verhältnis zwischen Personen, die einander geben, für die Gebenden und Empfangenden, für ihre Identität und die Konstitution ihres Selbst?

¹ Schon Malinowski verweist in seiner Beschreibung von Gaberitualen auf eine Zäsur in der Interaktion, da die Gabe gerade nicht direkt dem Anderen gegeben, sondern abgelegt und dann erst vom Empfänger aufgehoben wird. Vgl. Bronislaw Malinowski: *Argonauten des westlichen Pazifik: ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea*. Übers. von H. L. Herdt, Berlin 1979.

Den Ausgangspunkt für die gegenwärtigen Diskussionen über die Gabe in der Philosophie bildet Marcel Mauss' „*Essai sur le don*“ aus dem Jahr 1925.² Mauss spricht im Hinblick auf die von ihm soziologisch und ethnologisch betrachteten archaischen Gesellschaften der gegebenen Sache eine Kraft zu, die den Empfänger zur Gegengabe verpflichtet, gerade dann, wenn es sich um ein Geschenk handelt. Seine Ausgangsfrage ist nicht die Frage, warum wir geben, sondern die, warum wir Gaben *erwidern*. Die Antwort lautet: Weil sonst die Kraft der gegebenen Sache bzw. in dieser der Geist des Gebers Macht über den Empfänger erhalte muss weiter-gegeben werden. Die Gabe wird nicht unmittelbar erwidert, indem dieselbe Sache zurückgegeben würde, sondern ein unablässiger Kreislauf der Gaben wird in Gang gesetzt. Die archaischen Grundstrukturen des Gabentauschs werden in Mauss' „*Moralischen Schlußfolgerungen*“ schließlich zum Vorbild für das moralische Ideal eines Austauschs in einer Zusammenarbeit für das Ganze der Gesellschaft, in dem jeder „ein Stück von sich selbst, seine Zeit und sein Leben gibt“ und dafür dementsprechend behandelt und entschädigt wird.³ Mauss plädiert für die Ganzheit eines Miteinanders, in dem Individuen in der Lage sind, „ihre Beziehungen zu festigen, zu geben, zu nehmen und zu erwidern“, ohne einander zu töten, und einander „zu geben, ohne sich anderen zu opfern“.⁴ Ausgegangen wird von einer ursprünglichen Form der Gabe, in der es zunächst nicht primär um die Berechnung einer Gegenleistung gemäß einer Nutzenkalkulation geht. Die Gabe steht zwischen Interesse (an den Gütern ebenso wie an den beteiligten Personen) und Desinteresse (hierdurch wird die Weitergabe ermöglicht). Die Verpflichtung zur Gegengabe erwächst immer schon daraus, „daß jemand etwas geben so viel heißt, wie jemand etwas von sich selbst geben.“⁵ Es geht in Gaberitualen nicht nur um die ausgetauschten Güter, sondern um einen „grundlegende[n] Akt der ... >Erkenntlichkeit“⁶ und der Anerkennung – um uns selbst, unsere soziale Rolle, unsere Identität. Hergestellt wird eine komplexe Verknüpfung zwischen Subjekten (Geber, Empfänger) und Objekten (gegebene Sache).

Für Claude Lefort, der neben C. Lévi-Strauss zu den ersten Rezipienten des Gabe-Essays gehört, erlaubt die zeremonielle Gabe – orientiert an Hegel – eine Abgrenzung des Menschen von der negierten, weggegebenen Sache und damit von der Natur. Zugleich grenzen sich die Subjekte voneinander ab, können durch den Gabeakt aber auch eine gesellschaftliche Verbindung herstellen. Für Lefort ist die Gabe der Akt par excellence, durch den Menschen

² Marcel Mauss: *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Übers. von Eva Moldenhauer, Frankfurt a.M. 1990.

³ Ebd., S.174.

⁴ Ebd., S.182.

⁵ Ebd., S.35.

⁶ Ebd., S.97.

ihre Subjektivität erlangen.⁷ Iris Därmann betont wiederum in ihrer aktuellen Auseinandersetzung mit Marcel Mauss⁸, dass der Kern der Gabe bei ihm gerade in einer Vermischung zwischen Dingen und Personen bestehe – es ist die Kraft der *Sache*, die die Gegengabe einfordert. Die Akteure werden eher von den Dingen besessen als diese zu besitzen. Das Subjekt wird hier also durch das Objekt bestimmt und konstituiert. Selbst in der Auseinandersetzung mit dem römischen Recht betont Mauss nicht die dort etablierte Trennung von Person und Sache, sondern die Mischung im *nexum*, in dem die Sache als Pfand der Person gilt. Die Gabe vermittelt und changiert als ‚Zwischending‘ zwischen Person und Sache. Ihr Charakter ist hybrid – einen Schritt weitergehend auch in dem Sinne, dass der Akt der Gabe sowohl einer Abgrenzung als auch einer Einbindung dienen kann.

Die seit den 1980er Jahren an Mauss anschließende interdisziplinäre, anti-utilitaristische *M.A.U.S.S.-Bewegung* betont gegenüber dem Modell eines *homo oeconomicus* die Entdeckung, dass das Ziel jedes Subjekts, als Selbst zu existieren, sich als dieses Selbst in vielfältigen Formen zu erkennen zu geben und als solches anerkannt zu werden, allen anderen Interessen übergeordnet ist. Der kanadische Soziologe Jacques T. Godbout⁹ bestimmt die Gabe als „phénomène relationnel“¹⁰, von dem aus sich auch die indirekteren Bindungen des Staates und des Marktes erklären lassen sollen. Insbesondere die Gabe an einen Fremden, zu dem man eine neue Verbindung knüpft, kann ein Erlebnis einer eigenen Identität hervorbringen, die über das reine Bewusstsein von Individualität hinausgeht: man erkennt sich selbst als einen Knotenpunkt im Netzwerk der sozialen Relationen, als ‚*homo donator*‘, ausgestattet mit der Freiheit, dieses Netzwerk zu erweitern und zu gestalten.

Für Marcel Hénaff unterscheidet sich die Gabe vom ökonomischen Austausch gerade dadurch, dass es in ihr „um die Natur des sozialen Bandes selbst“ geht und damit „um die anthropologischen Grundlagen unserer Art und Weise, zusammen zu sein“.¹¹ Wer gibt, gibt symbolisch „ein Pfand seiner *selbst*“¹² und eine „Herausforderung zum Bündnis: diese Verrücktheit, *sich* mittels *dessen* zu binden, was man sich gegenseitig schenkt. Dies und ausschließlich dies macht den unschätzbaren Wert der gegebenen Sache aus.“¹³

⁷ „Non seulement il est un acte, mais l’acte par excellence par lequel l’homme conquiert sa subjectivité.“ Claude Lefort: *L’échange et la lutte des hommes*. In: Ders.: *Les Formes de l’histoire. Essai d’anthropologie politique*, Paris 1978. S.15-29. Hier S.25.

⁸ Iris Därmann: *Theorien der Gabe zur Einführung*, Hamburg 2010.

⁹ Jacques T. Godbout : *Le don, la dette et l’identité. Homo donator versus homo oeconomicus*, Paris und Montréal 2000.

¹⁰ Ebd., S.8f.

¹¹ Marcel Hénaff: *Der Preis der Wahrheit. Gabe, Geld und Philosophie*, Frankfurt a.M. 2009. S.40.

¹² Ebd., S.580.

¹³ Ebd.

2) Beziehungen der Gabe als Beziehungen wechselseitiger Anerkennung

In Gaberitualen wird für Hénaff die Anerkennung der absoluten Würde – also ‚Preislosigkeit‘ oder ‚Unverrechenbarkeit‘ – des Anderen symbolisiert. Eine zeremonielle Ordnung der Gabe liegt jenseits der ökonomischen Ordnung des Preises. Festzuhalten ist, dass Hénaff nicht in Sozialromantik ableitet, sondern eine historische Stufe menschlicher Interaktionen beschreibt. Diese Stufe ermöglicht noch keine Ordnung der Gerechtigkeit, keine in dem Maße institutionalisierte politische Organisation, wie sie für immer unüberschaubarere soziale Netzwerke zwingend wird, die nicht mehr durch Verwandtschaft und rituellen Austausch strukturiert werden. Interessant ist hierbei, dass das Gabephänomen im Übergang der Auflösung traditioneller Clanstrukturen zunächst ‚sichtbarer‘ wird: der berühmte Potlatsch als Gabenwettstreit wurde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts unter der Kolonialisierung exzessiv, als die Zahl von Führungspositionen in den immer kleiner werdenden Stämmen deutlich abnahm, der Reichtum aber durch den Handel mit den neuen Siedlern anwuchs und die kriegerischen Wettkämpfe zwischen den Stämmen durch die kanadische Regierung verboten wurden. So verschärfte sich einerseits das Konfliktpotential der Wettkämpfe, diese konnten und mussten aber andererseits zunehmend über die Gaberituale des Potlatsch ausgetragen werden.¹⁴ Mauss unterstreicht zudem, dass das Bedürfnis nach Gaberitualen durch die Fragmentierung von Stämmen in Untergruppen forciert wird, die aufgrund der Trennung die Vorstellung ausprägen, dass sie „einander alles schulden“.¹⁵

Erst die Entwicklung der Geldwirtschaft und die (möglichst) gerechte Entlohnung von Arbeit gewähren, wie Hénaff betont, eine zunehmende Durchlässigkeit gesellschaftlicher Strukturen und damit die Freiheit, die eigene soziale Position zu verändern. Die Gabebeziehung ist keine Alternative zum ökonomischen Austausch – sei es im engeren Sinne eines Warentauschs oder des Handels oder auch im weiteren Sinne von sozialen Beziehungen, die Erwidierungen erwarten und nach formalen, institutionalisierten Reziprozitätsregeln vollzogen werden. Sie ergänzt vielmehr die institutionalisierten Räume um eine andere Dimension oder Tiefenschicht des interpersonalen Miteinanders – eine Dimension der direkten Begegnung und wechselseitigen Anerkennung als Individuen.

Eine ähnliche Grundannahme findet sich in Jean-Luc Marions Phänomenologie der Liebe¹⁶: Der ökonomische Austausch verlangt eine Anonymisierung der Akteure, da die Maßstäbe für den Vollzug des Tauschs die neutrale Regel der Reziprozität bzw. die Gesetze des Marktes

¹⁴ Vgl. Marcel Hénaff: *Der Preis der Wahrheit. Gabe, Geld und Philosophie*, a.a.O., S. 184, Anm. 23.

¹⁵ Marcel Mauss: *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*, a.a.O. S. 77.

¹⁶ Vgl. Jean-Luc Marion: *Das Erotische. Ein Phänomen*, Freiburg i. Br. 2011.

(Angebot und Nachfrage) bilden. Ausgeblendet werden muss auf dieser Ebene die volle, individuelle, unverwechselbare und unvergleichliche Phänomenalität der beteiligten Personen. Würde diese im Austausch stets ‚mitempfangen‘, so müsste dies für den alltäglichen Austausch eine permanente Überforderung darstellen. Dennoch gibt es Beziehungen der Gabe oder der Hingabe – eben in der Liebe – in der gerade diese Überforderung durch die Ausnahme, die der Andere darstellt, die Beziehung wesentlich mit konstituiert und als Herausforderung zu einer unendlichen Hermeneutik des Anderen anzunehmen ist, als Herausforderung dazu, einander zu verstehen – einander im Anerkennen auch zu Erkennen.

Kann nun das Modell einer wechselseitigen Gabe, in der sich persönliche und gesellschaftliche Bindungen symbolisieren, als Modell für ein Selbst dienen, das in besonderem Maße auf diese Bindungen ausgerichtet ist – darauf also mit Anderen eine Netz zu bilden, in dem jeder zwar nur ein Element ist, aber dennoch ein unersetzliches Bindeglied, ein Knotenpunkt, nicht aber ein Mittelpunkt?

Paul Ricœur schließt am Ende seiner *„Wege der Anerkennung“* an Hénaffs These von der Entwicklung des sozialen Bandes einer wechselseitigen Anerkennungsbeziehung durch Gaberituale an. Der Tausch materieller oder immaterieller Gaben wird zum Symbol für die Un austauschbarkeit der Personen: Damit ich das Anerkennen meiner Person durch den Anderen als solches annehmen kann, muss ich den Anerkennenden gleichermaßen als eine Person anerkennen, die befähigt ist, mir die Anerkennung nicht aus einem Reflex auf meine Forderung, sondern aus einer freien Entscheidung heraus zu geben – wie eine (zweite) erste Gabe aus eigener Motivation, ohne schon mit der Gegengabe zu rechnen, offen für die Ungewissheit über die Annahme und Erwidern. Wechselseitige Anerkennung setzt also voraus, einander in der Fähigkeit *zu geben* anzuerkennen, quasi als *pars pro toto* für die Fähigkeit zur Initiative und zur Spontaneität. Die Erfahrung wechselseitiger Anerkennung, die das Gabegeschehen besonders in seinem zeremoniellen Charakter ermöglicht, bildet für Ricœur eine ‚Lichtung‘, eine feierliche Unterbrechung im Kampf um Anerkennung. Es handelt sich um eine Ausnahme von der Regel, die wiederum das Streben nach gerechten Regeln und gerechten Institutionen motivieren kann. Das „Glück des >einander<“¹⁷, das in der Gabe erfahrbar wird, soll jedoch nicht die Asymmetrie zwischen dem Einen und dem Anderen überdecken, denn gerade in der Gabebeziehung lässt sich Distanz wahren: Ricœurs Schlüsselsatz lautet hier: „Der eine ist nicht der andere; man tauscht Gaben aber nicht den Platz.“¹⁸

¹⁷ Paul Ricœur: *Wege der Anerkennung. Erkennen, Wiedererkennen, Anerkanntsein*, Frankfurt a.M. 2006. S.231.

¹⁸ Ebd., S.234.

Die Möglichkeit, *etwas* zu geben und dabei etwas *von sich selbst* zu geben, kann als Alternative dazu verstanden werden, sich selbst ganz geben oder gar aufgeben zu müssen. Es scheint möglich, mit dem Vollzug dieses Gebens ein Zeichen seiner Selbst und seiner eigenen Unaustauschbarkeit zu geben. Die Mittelbarkeit dieses Zeichens kann dazu beitragen, das richtige Verhältnis von Nähe und Ferne zu wahren, wenn wir uns direkt zueinander sowie auch miteinander zur uns gemeinsamen Welt in Beziehung zu setzen.

3) Die Gabe als Ausnahmephänomen und das Selbst, das sie erkennt

Es ist Jacques Derrida, der ausgehend von Mauss als erster die Gabe im bzw. – gemäß seiner Rolle als Randgänger der Philosophie – am Rande des philosophischen Diskurses ins Spiel bringt. Er legt eine Paradoxie des Gabephänomens frei: wenn es sich um eine ‚reine Gabe‘, Verausgabung oder Hingabe handeln sollte, dürfte die Gabe eigentlich nicht einmal mehr als eine solche erkannt werden – wer weiß, dass er eine Gabe gibt, würde schon mit der Anerkennung der Gabe und mit der Dankbarkeit als Gegengaben rechnen. Trotz dieses nie ganz zu verleugnenden Kalküls in jedem Gabeakt, durch das sie schwer vom ökonomischen Austausch abgrenzbar ist, scheint paradoxerweise dennoch gerade die Idee eines vollkommen unkalkulierten, reinen Gebens für unsere Vorstellung des Phänomens ‚Gabe‘ konstitutiv, das wir ja doch intuitiv zumeist recht eindeutig vom ökonomischen ‚Geschäft‘ unterscheiden. Sogar die Intention zu geben, müsste eigentlich wegfallen, um die Reinheit der uneigennütigen Gabe zu sichern, ist aber zugleich notwendige Bedingung, damit *jemand* gibt. Vorausgesetzt wird hier ein solcher Jemand, ein identifizierbares Subjekt (so sehr Derrida dies in seinem Denken in Frage stellt) – und zugleich verweist die Gabe auf den Umweg einer Identifizierung über den Anderen, also auf das Prinzip der Differenz (oder der *différance*). Eine Annäherung an das rätselhafte Ausnahmephänomen der Gabe kann für Derrida nur im Verhältnis zur Ökonomie gelingen, in der unscharfen Differenz von Gabe und Tausch. Dieses ‚Un-ding‘¹⁹ der Gabe zeichnet sich durch eine unauflösbare Spannung aus: zwischen dem Ideal einer Unbedingtheit und der hergestellten Bindungen zwischen Subjekten mit all ihren Bedingungen.

Für Paul Ricœur ist die Ordnung der Gabe (und wie bei Marion der Liebe) eine Ordnung der Überfülle, die in einem produktiven Spannungsverhältnis zur Ordnung der Gerechtigkeit mit ihrer Logik der Entsprechung steht. Es ist für ihn eine wesentliche Aufgabe der Philosophie, das Verhältnis dieser Ordnungen zu erhellen. Auch Derrida erscheint durch die Vorstellung

¹⁹ Vgl. Bernhard Waldenfels: *Das Un-ding der Gabe*. In: *Einsätze des Denkens. Zur Philosophie von Jacques Derrida*. Hrsg. v. Hans-Dieter Gondek und Bernhard Waldenfels, Frankfurt a.M. 1997. S. 385-409.

einer vollkommenen ökonomischen Kalkulierbarkeit einerseits die Würde und Unverrechenbarkeit der Person bedroht, zugleich aber ermöglicht die rationale und neutrale Kalkulation in ihrem Versuch, das Unvergleichliche zu vergleichen, eine Äquivalenzbeziehung der Gerechtigkeit und eine notwendige Indifferenz gegenüber den Unterschieden der Personen – jeder ist quasi gleichermaßen ‚preislos‘. So ist also der Balanceakt zwischen einer Ordnung der Gabe und einer Ordnung der Gerechtigkeit, zwischen der Anonymität des Marktes und der Begegnung mit der Einzigartigkeit des Anderen in unseren interpersonalen Beziehungen immer wieder neu zu vollziehen und philosophisch zu durchdenken.

Das Modell der Gabe dient als Modell einer Ausnahme von den institutionalisierten Regeln des sozialen Miteinanders, die zunehmend an die Stelle direkter, interpersonaler Bindungen getreten sind bzw. diesen übergeordnet werden – eine Ausnahme, die Regeln des Miteinanders durchaus bestätigt und ihnen eine Richtung geben kann, indem sie auf den Kern der persönlichen Bindungen und Beziehungen hinweist, auf das Miteinander von Personen, um die es in diesen Regeln letztlich geht. Sie dient im philosophischen Diskurs u.a. als ein Symbol jener ‚Ausnahme‘, die jede einzelne Person in ihrer Preislosigkeit und Würde ist. Um eine Idealisierung zu vermeiden, ist es wichtig, diesen Ausnahmecharakter zu betonen, die Begrenztheit der Erfahrungen zu berücksichtigen, die sich als ‚Gabe‘ betrachten lassen, und auf deren Rückseite sich die Fülle anderer, ebenso überwältigender, aber negativer Ausnahmeerlebnisse eröffnet.

Wenn wir aber etwas positiv als ‚Gabe‘ charakterisieren, dann tun wir dies wohl deshalb, weil wir es als ein überraschendes, unser Empfangen überschreitendes Überschussphänomen erfahren, als etwas, was über das hinausgeht, was anthropologisch notwendig wäre, als etwas, was über die Logik des Überlebens hinaus eine Logik des Mehr-als-nötig eröffnet. Jean-Luc Marion spricht von paradoxen oder gesättigten Phänomenen, die sich durch einen Überschuss ihrer Anschauung und ihrer Gebung gegenüber dem intentionalen Zugriff eines Bewusstseins auf diese Phänomene auszeichnen.

Zu einer Annäherung an ein Phänomen in seiner Sättigung, beispielsweise an ein Kunstwerk, aber auch an einen anderen Menschen, kann es wesentlich gehören, sich zunächst ganz darauf einzulassen, die damit gegebene Herausforderung anzunehmen und sich dabei als *Empfänger* einer ‚Gabe‘ wahrzunehmen. Diese passive Empfängerhaltung wird in vielen philosophischen Auseinandersetzungen mit der Gabe sehr deutlich betont, z.T. kommt dabei die Spontaneität, Initiative und Aktivität des Gebenden etwas zu kurz. Die Position und Aufnahmebereitschaft des Empfängers einer Gabe ist aber vorauszusetzen, um die Motivation zu erklären, *warum*

überhaupt die Vielzahl der interpretierenden Annäherungsversuche an komplexe natürliche oder kulturelle Phänomene oder an Personen in unterschiedlichen Horizonten in Gang gesetzt und über Jahrhunderte hinweg fortgesetzt wird. Es wäre demnach naiv, diese Empfängerhaltung gänzlich auszublenden (selbst dann, wenn sie in den weiteren Schritten der Annäherung ausgeblendet werden muss), wenn sie wesentlich dafür ist, uns zu denken zu geben.

Aus der Erfahrung, durch ein Übermaß von Gaben in der eigenen Aufnahmefähigkeit als Empfänger überschritten zu werden, kann dieser seine eigene Kontingenz und seine eigenen Grenzen erkennen und sich darin zu sich selbst sowie auch zu den ebenso konstituierten anderen Empfängern verhalten. Und zugleich kann durch das Bewusstsein der eigenen Begrenztheit und die dadurch in Gang gesetzten Fragen das Bedürfnis motiviert werden, sich selbst zu überschreiten und zu (ent)äußern – das Begehren (zu erkennen) zu geben und in eine gemeinsame Suche nach Erkenntnis einzutreten.

4) Einander zu erkennen geben

Geben wir uns selbst zu erkennen, so äußert sich auch ein tiefes Bedürfnis, vom Anderen nicht nur anerkannt, sondern in der eigenen Identität erkannt zu werden – unter der Prämisse, die ‚Gabe‘ dieser Erkenntnis zunächst selbst in der Hand zu haben und dann weiterzugeben, also nicht gegen die eigene Intention bloßgestellt oder durchschaut zu werden. Schon in der sokratischen Tradition ebenso wie im aristotelischen Freundschaftsideal ist es ein ganz wesentliches Element des philosophischen ‚Gabentauschs‘ wechselseitig dazu beizutragen, dass der jeweils Andere auch sich selbst besser erkennt (um besser zu werden), dass man ihm also sein eigenes Selbst zu erkennen gibt. Was uns durch Andere zu erkennen gegeben wird, (besonders auch über die Vermittlungsleistungen der kulturellen Tradition), kann uns dabei helfen, uns selbst und einander besser zu verstehen.

Die philosophische Erkenntnis lässt sich, ausgehend von der sokratischen Tradition, nicht nur als ein Vermittlungsgeschehen zwischen Subjekt und Objekt, sondern immer *auch* als ein Vermittlungsgeschehen zwischen Subjekten bestimmen. Benennt man dieses Vermittlungsgeschehen als ein Einander-zu-erkennen-*Geben*, so betrachtet man es nicht als ein Erkennen-*Machen*, sondern (wie in der Kette des Weitergebens von Gaben) als Prozess eines fortgesetzten Wechselspiels von Entgegennahme und Weitergabe.

Wenn man jemandem etwas zu erkennen gibt, geht es darum, diesem Anderen aufzugeben, etwas zu erkennen, ihm den Anstoß zu geben, selbst in einen aktiven Erkenntnisprozess im

Umgang mit dem ‚etwas‘ einzutreten, das erst noch zu erkennen ist, also erkannt werden soll und nicht bereits komplett erkannt, verarbeitet, kommunizierbar und wie eine Ware zur Weitergabe vorliegt. Weitergegeben wird im Sinne der sokratischen Hebammenkunst die Anleitung dazu, seine eigenen Erkenntnisse selbst immer neu zu gewinnen und so bereits eine Gegengabe (bzw. eine ‚zweite erste Gabe‘) hervorzubringen, die über das Gegebene hinausgeht und auch dem Gebenden neue Erkenntnisse ermöglicht. Ob es sich wirklich um eine Erkenntnis handelt, lässt sich erst im Prozess ihrer Vermittlung und Weitergabe an einen Anderen feststellen – an den sokratischen Lehrer und Dialogpartner, der die geäußerten Meinung entgegennimmt, kritisch prüft und dann mit Fragen, Kommentaren und Anstößen zum weiteren Erkennen versehen zurückgibt.

Im Hinblick auf die Intuition einer Preislosigkeit oder Un(ver)käuflichkeit, die mit der Gabe und mit der Weitergabe von Erkenntnis schon bei Platon und Aristoteles verbunden wird, besitzt der Philosoph für Marcel Hénaff eine historische Sonderstellung: eine „Position des Unschätzbaren“.²⁰ Er ist offen für das Staunen gegenüber dem, was unsere Erkenntnisfähigkeit übersteigt und was sich uns dennoch (zu erkennen) gibt. Es geht nicht darum, dass der Philosoph selbst einen unschätzbaren und übermäßigen Wert besäße, sondern er steht wie ein Zeichen für das Unschätzbare, indem er darauf *hinweist*: auf die Grenzen dessen, was wir erkennen, handhaben und wie ein fest umgrenztes und kalkulierbares Gut besitzen, austauschen und weitergeben können. Durch diesen Hinweis werden wir aufgefordert, uns selbst und Andere, unserer Beziehungen zueinander und – in der Auseinandersetzung mit dem Phänomen ‚Gabe‘ – all das neu zu verstehen, was unsere Selbst- und Weltwahrnehmung auf besondere Weise deshalb konstituiert, weil es uns (vielleicht rein intuitiv) nicht einfach objektiv und sachlich als Gegebenheit, sondern wie ein Geschenk oder wie eine Gabe erscheint – das, was für uns kostbar ist und dem wir einen Wert zumessen. Das wiederum ist keinesfalls ausschließlich, aber doch häufig etwas, was uns nicht einfach unmittelbar ‚gegeben‘, sondern (sprachlich, kulturell, künstlerisch) vermittelt *zu erkennen gegeben* ist.

Auch im Einander-zu-erkennen-Geben erscheint mir eine notwendige wechselseitige Ergänzung plausibel: zwischen einem exklusiven, persönlichen, dialogischen Gabe-Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer und einer institutionalisierten, ‚gerechten‘, ‚demokratisierten‘ und möglichst durchlässigen (anderen) Ökonomie der kulturell vermittelten Weitergabe und Vervielfältigung der Zugänge zur Erkenntnis – ein Ergänzungsverhältnis zwischen einer Ordnung der Gabe und einer Ordnung der Gerechtigkeit. Das Einander-zu-erkennen-Geben,

²⁰ Marcel Hénaff: *Der Preis der Wahrheit. Gabe, Geld und Philosophie*, a.a.O., S.44.

der wechselseitige Vermittlungsprozess, in dem wir versuchen, uns selbst, einander und die Welt zu verstehen, würde so, orientiert am Modell der Gabe, jenen hybriden Charakter teilen, mit dem die Gabe zwischen Subjekten und Objekten, zwischen Bindung und Abgrenzung ebenso wie zwischen einem universalisiertem, reproduzierbarem Austausch und dem singulärem Ereignis einer Begegnung vermittelt.

Mit diesen Ideen zu einer Art *Selbstbildung* im praktischen Vollzug von Gabeakten und in der philosophischen Reflexion über Modelle der Gabe, möchte ich nicht behaupten, dass die Auseinandersetzung mit der Gabe *den* zentralen Schlüssel für das Verständnis der personalen Identität und der sozialen Beziehungen bietet. Wir können aus ihr jedoch Zugänge zu unserem Selbstverständnis gewinnen, insbesondere in seiner sozialen und kulturellen Dimension. Die Strukturen von Geben, Nehmen und Erwidern bilden elementare Formen unserer Interaktionen und unserer Fähigkeit, uns auf *etwas* und zugleich auch auf *jemanden* zu beziehen. Erfassen und diskutieren wir wiederum diese Beziehung als Phänomen ‚Gabe‘, so setzen wir uns damit auch zu diesen Möglichkeiten der Beziehungen in Beziehung. Und wir betrachten dabei uns selbst als Gebende und Empfangende im Kontext dieses Beziehungsgefüges, in das wir auf eine komplexe Weise eingebunden sind – wir teilen den hybriden Charakter der Gabe in der Spannung zwischen unserer Initiative, Risikobereitschaft und Spontaneität, die unsere Fähigkeit zu geben ausmachen, und unseren Verpflichtungen, Verbindlichkeiten und Verantwortlichkeiten, die sich daraus ergeben – zwischen einer aktiven und einer passiven Positionierung als Geber und Empfänger. Der Vollzug und das Modell der Gabe und die philosophische Reflexion dieser Denkfigur können dazu dienen, uns für uns selbst in unserer Bezogenheit auf einander, auf etwas, auf uns selbst und auf diese Beziehungen verständlich zu machen.